Bericht Arthur F. Burns-Fellowship

Stipendiat: Gordon Repinski

**Zeitung: San Diego Union-Tribune
1.8.2011 – 30.9.2011**

San Diego, Camino de la Reina 350, im August. Im dritten Stock des Verlagsgebäudes setzen sich Spuren von Schreibtischen auf dem Teppich ab, einzelne Kabel schauen aus dem Boden in den Raum. Ansonsten: nur Leere. „Schau in den vierten Stock, da sieht es noch schlimmer aus“, sagt mit ein Redakteur der San Diego Union-Tribune. Und tatsächlich: Hier im dritten Stock wird immerhin noch gearbeitet – auf der Hälfte der Fläche.

Die San Diego Union-Tribune hat in den vergangenen Jahren über sich ergehen lassen, was vielen Tageszeitungen in den USA passiert ist. Die Auflage hat sich halbiert, die Besitzer haben mehrfach gewechselt, die Seiten wurden verringert, Stellen gestrichen. Trotzdem ist sie mit einer Auflage von rund 200.000 Exemplaren noch immer das wichtigste Medium in der Millionenstadt San Diego. Wann immer man bei einem Termin auftaucht: Identifiziert man sich als Mitarbeiter der „UT“, stehen viele Türen offen.

Das war also das Umfeld, in dem ich zwei Monate arbeiten sollte. Beworben hatte ich mich für eine Stelle in einer Investigativ-Abteilung. Es hat geklappt. Ich wurde in der Zeit Teil des Watchdog-Teams. Eine Abteilung von rund acht überwiegend jungen Mitarbeitern. Das Ziel: Eigene Geschichten, aus der Stadt San Diego.

Denn eines habe ich gelernt: Der Kosmos dieser Regionalzeitung, und so ist es wohl auch in vergleichbaren Blättern, ist nur die Stadt. Der Rest von Kalifornien ist nicht von Bedeutung, auch nicht das, was in Washington D.C. passiert. Kämpft der US-Präsident dort gerade mit dem Kongress um die Staatsverschuldung, wird der Artikel von einer Agentur oder der Washington Post eingekauft. Eigene Redakteure kümmern sich nur um das Lokale. Und da ist das Ziel jeden Tag eine kleine Enthüllung. Daran wird zum Beispiel gearbeitet, indem vorhandene Daten ausgewertet werden. Welche Schule hat die schlechtesten Abschlüsse der Stadt? Die Zahlen werden zusammengetragen und ausgewertet, dann geht die San Diego Union-Tribune mit dem Ergebnis am kommenden Tag auf die Seite 1.

Kopf des Teams ist Ricky Young, ein unaufgeregter Mitvierziger, stets mit Polo-Hemd unterwegs und immer mit einem offenen Ohr für Themen. Naja, zumindest, wenn man es aufs Wesentliche beschränkt. Aber das ist okay. Ricky ist, wie viele Journalisten, chronisch überarbeitet. Es gibt eine gewisse Chance, dass die eine oder andere Mail durchrutscht, es lohnt sich das Nachfragen. Wenn man es raus hat, läuft es. Ricky, das wusste ich sehr zu schätzen, hat mich machen lassen, was mich interessiert hat.

Ich konnte mich von vornherein mit allen Freiheiten in das Team integrieren. Das hieß für mich: Da ich auch für Deutschland von Kalifornien aus schreiben würde, hatte ich die Möglichkeit, bei speziellen Projekten und Themen mitzuarbeiten. In ruhigeren Zeiten kümmerte ich mich um meine Korrespondenten-Themen. Ich versuchte auch, beides zu kombinieren: Ich besuchte zum Beispiel das Navy-Krankenhaus in San Diego, um über die Prothesen-Industrie zu schreiben. Für die eher konservative Union-Tribune schrieb ich einen Artikel über einen Soldaten, der sich im Alltag wieder zurecht findet. Für die taz schrieb ich anhand desselben Soldaten eine Geschichte über die Profite der Prothesen-

Wirtschaft. Erschienen ist der Artikel in beiden Zeitungen.

Andere Fälle waren komplizierter: Gleich zu Beginn meiner Zeit sollte ich den Fall einer von Schließung bedrohten Pferde-Ranch recherchieren. Was waren die Cowboys froh, dass endlich ein Reporter von der UT kam! Nur, der war gerade in seiner ersten Mission unterwegs. Es war einer der Fälle, in denen ich merkte, dass man gewisse Dinge nicht von Anfang an versteht. War es zum Beispiel eigentlich eine schlimme Sache, dass diese Ranch geschlossen wird? Schließlich sah es da auch ziemlich chaotisch aus! Und, was hatte es mit all diesen Verträgen auf sich, die ich da vor mir sah? Und, der Typ mit der Brille, der auf einmal auftauchte - war das eigentlich einer von der Stadt? Also, ein Böser? Ich verstand den Fall einfach nicht. Es war mein erster – zum Glück auch in diesem Maße der einzige, den ich nicht verstand.

Den wohl schönsten Auftrag hatte ich zum 50. Geburtstag der Berliner Mauer im August. Zu diesem Anlass durfte ich einen Leitartikel über Deutschlands Rolle in Europa schreiben, zum Anlass des Jahrestages. Das hat viel Spaß gemacht – weil ich meine Perspektive als Europäer einbringen konnte. Und weil ich das Thema Europa in der Zeitung überhaupt in der Zeitung unterbringen konnte. Als der Artikel abgedruckt wurde, bekam ich einen Anruf von einem Leser, „Horst from Germany“. Es handelte sich um einen vor vielen Jahren aus Deutschland ausgewanderten Leser, der meinen Leitartikel gelesen hatte. „Ich bin ja ziemlich erstaunt“, sagte er, „dass die Sie so etwas schreiben lassen“. Das sei doch ziemlich grün angehaucht, diese Kritik an den Konservativen, die er da herausgelesen hatte. Ein lustiger Vorwurf, dem sich jeder taz-Redakteur in Berlin immer wieder konfrontiert sieht.

Parallel arbeitet jeder Redakteur der Union-Tribune auch für Online. Wenn ich von einem Termin in die Redaktion kam, habe ich zunächst eine Online-Version meiner Artikel geschrieben. Erst danach habe ich mich an den Computer gesetzt und den Artikel für die Zeitung geschrieben. Besonders kreative Payroll-Modelle gab es bei der Zeitung allerdings genau wie in Deutschland nicht: Die Artikel wurden kostenlos so schnell wie möglich online geschaufelt.

Auffallend unterschiedlich empfand ich das Konferenzwesen der Zeitung. Denn, es gab fast keine Konferenzen. Lediglich die Ressortleiter trafen sich um 9 Uhr und um 16 Uhr zur Besprechung des Tages. Die Redakteure sprachen sich zumindest in meinem Ressort unter vier Augen mit Ricky Young ab. Das spart sicher Zeit, aber einen wirklichen Austausch gibt es manchmal dadurch nicht. Ebenso wenig gab es Blattkritiken. Das fand ich eigentlich ein wenig schade. Ich bin mir auch nicht sicher, ob wirklich jeder zu jedem Zeitpunkt den Überblick hatte, was in der eigenen Zeitung stand.

San Diego selbst ist eine faszinierende Stadt. Ich wollte unbedingt an die Westküste, überlegte zwischen San Francisco, Los Angeles und San Diego. Zum Glück habe ich San Diego genommen. Denn anders als die beiden anderen Städte war San Diego nicht von Touristen überlaufen, eine Integration in das Stadtleben leichter möglich. Zudem steht San Diego zwar im Schatten des großen Bruder Los Angeles im Norden, aber es ist eine Millionenstadt. Und damit gab es auch journalistisch viel zu tun. Die Navy als größter Arbeitgeber, Energiethemen, Housing-Probleme, die Grenze zu Mexiko, überall gab es Themen.

Am ersten Tag bei der Union-Tribune bekam ich auf dem Weg zu einem Termin eine Rundfahrt von Aaron, einem meiner Kollegen im Watchdog-Team. Es war die vielleicht schönste Art, einen ersten Blick auf die Stadt zu bekommen. Wir fuhren zu einem

Gerichtsgebäude im Süden der Stadt, in Chula Vista. Von dort an der Küste nach Norden bis ins Militärviertel Coronado und über die atemberaubende Coronado-Brücke in die Innenstadt, von dort über den Freeway weiter nach Norden, ein Flugzeug fliegt über uns und landet unter uns auf dem Flughafen mitten in der Stadt, über den Balboa Park, Ocean Beach und Pacific Beach zurück in die Redaktion im Stadtteil Mission Valley.

Die Stadt ist zudem relativ bezahlbar. Ich habe für ein kleines Apartment, das ich mir mit einem Bekannten geteilt habe, 1200 US-Dollar monatlich gezahlt, also 600 pro Person. Dafür wohnten wir in Ocean Beach, einem etwas herunter gekommenen aber sehr charmanten Stadtteil an der Küste, den ich sehr mochte. Überhaupt scheint San Diego voller schöner Orte zum Leben zu sein. An der Küste neben Ocean Beach das etwas lautere Pacific Beach, das familiäre Point Loma und das gediegene La Jolla, und in der Stadt die hippen Viertel Northpark, Southpark, Little Italy und Hillcrest – eigentlich war für jeden etwas zu finden.

Natürlich waren die zwei Monate viel zu kurz. Die Liste der Dinge, die ich zu selten oder gar nicht gemacht habe, ist lang. Gründe wiederzukommen, sind also genügend vorhanden. Und Arbeit sicher auch.

Stories:

Cleveland returns to San Diego in bittersweet homecoming

By [Gordon Repinski](#)

Published 8:59 a.m., Aug. 4, 2011 Updated 3:29 p.m., Aug. 4, 2011

Cheers filled the air and hand-held American flags whipped in the breeze early Thursday as a couple of hundred family and friends greeted the amphibious warship Cleveland when it returned to San Diego from its final deployment.

The 548-foot warship, which can carry more than 1,000 sailors and Marines, is scheduled to be decommissioned after 44 years of service. Its missions included participating in the Tet Offensive, Operation Desert storm, and salvage recovery operations after Alaska Airlines Flight 261 plunged into the ocean off California.

The Cleveland, a dock transport ship, cruised under the Coronado Bridge about 9 a.m. Thursday and angled toward San Diego Naval Base, where spectators waited with “Welcome Home” banners.

Among the people waiting for the ship was Megan Duran, 22, of Murrieta, whose husband, Abel, is on the Cleveland and was chosen to enjoy the first kiss. She’s pregnant, with a girl who will be named Kesleigh.

“I missed him a lot,” she said. “I am very glad he’s back.”

Abel Duran hurried down the ship’s gangplank, kissed his wife, and her belly. “It was a good experience, but I am glad to be home,” he said.

The homecoming was a historic one for Cleveland, the third oldest active warship in the Navy, after the Constitution and the Enterprise. The vessel was winding up decades of service.

“It’s a bittersweet moment. We have done wonderful things. We have had a tremendous value out of the ship”, said Capt. Robert Roth. “But it’s time now. It’s 44 years old.”

Roth expressed pride in his crew, saying, “These guys make the ship operate. They are our biggest strength.”

On its last mission, the Cleveland spent almost five months in South Pacific participating in the annual Pacific Partnership exercise. The Cleveland embarked more than 300 personnel from different branches of the U.S. armed forces, the State Department, partner nations and nongovernment organizations with specialists from the medical, dental, engineering, veterinarian and other fields. The team focused on dental surgery and distributed more than 20,000 pairs of eyeglasses as well.

“It is really is amazing when you think of how much history is leaving the Navy as Cleveland retires,” said Eric Wertheim, an author and defense analyst at the Naval Institute. “The ship was funded in the early 1960s while John F. Kennedy was still in the White House. Consider the fact that since that time, President Kennedy was assassinated, the aircraft carrier USS John F. Kennedy was built, the carrier served a full career and was decommissioned -- all between the years that the USS Cleveland was ordered and when she sailed for the final time.

“Think of all the social, political and military changes the ship has seen -- from the ending of the draft and the introduction of the all volunteer force to the introduction of women on board warships -- not to mention the technological changes - missiles and nuclear submarines were still pretty new when Cleveland first entered the fleet. Not to mention that they didn’t have to think about internet connectivity! Of course the ship has had numerous updates to keep her in service, but one can only hope that the ships entering service today will be built as well and serve as ably as did USS Cleveland -- she was truly a workhorse of the fleet for more than 40 years.”

Europe 50 years after the wall divided Berlin

Written by

[Gordon Repinski](#)

midnight, Aug. 13, 2011 Updated 1:35 p.m. , Aug. 16, 2011

Fifty years ago, on Aug. 13, 1961, East Germany began construction of the

Berlin Wall, cutting all connections between a divided country. For more than 28 years, that wall would divide not only the city, but neighbors, friends and families. Every German alive during those years has a personal story about the impact of the wall, be it a grandma “on the other side”; a friend lost completely, seemingly to circumstance; or a cousin who made it out.

It’s not only the intimate personal stories that Germans remember. With the construction of the wall, German people were unwittingly thrust into what sometimes felt like the front lines of the Cold War. For nearly three decades, Germans lived with the ever-present chance that a flared temper in Moscow or Washington could turn their city into a battlefield, or worse, to a nuclear fallout zone.

It was a warm summer night in 1989, indistinguishable from many in my childhood, when I experienced my personal story with the wall. I was enjoying a vacation with my parents in France. After dinner, my mother stepped away from the campsite to call and check on her family in Germany, as she often did. But when she returned, she delivered news that shocked even 12-year-old me: Her cousin in East Germany had escaped! Little did any of us know at the time that his harrowing swim through muddy waters and his trek across Hungary and Austria would soon mark him among the last to risk everything for freedom. Just a couple of weeks later, Hungary officially opened its borders and a short time after that Germans of both parts of the country could visit each other freely.

For more than 20 years now, the remaining pieces of the wall have been nothing more threatening than a tourist attraction; a background for photos in a few parts of Berlin. The wall, the political symbol of fear and repression, is gone. But more than two decades on, it bears asking whether Germans still hold an appreciation for the changes, benefits and responsibilities that emerged when the wall came down.

The end of the wall was the prime opportunity for a united Europe. A continent – dozens of countries – long characterized by their wars with one another suddenly had hope for lasting peace. In 1989, most European leaders of the day knew they had a grand and precious opportunity, and having lived through the second world war themselves, the horrors of disunity were clear. War could not be allowed to happen again. Against this backdrop, leaders

emerged who placed unity and a greater good ahead of selfish interests.

But Europe is missing these leaders today. France is ruled by a selfish hedonist; Italy, by a clown; Great Britain, by a novice. The idea of a grand European Project seems lost on Germany's chancellor, Angela Merkel. This is particularly surprising given her biography: a mid-career physicist in economically depressed East Germany in 1989, her rise to become one of Europe's most powerful politicians can be seen as accidental. Even more than most of her countrymen, the changes Germany saw in 1989 changed Merkel's life directly and fundamentally.

Now she is the leader of the biggest economy in Europe. Her understated leadership and lack of empathy for the European idea leave much to be desired. And in a Europe that struggles with many of the same partisan tendencies that America finds strangling its political and economic processes, this leadership vacuum is all the more consequential. It's trendy in Germany now to bemoan the selfishness of our neighbors to the south, but is Merkel setting a better example?

Let's take the example of Greece. Reasonable people may disagree about how one country should best assist another in dire financial straits. But Merkel floundered: She failed to send strong, clear messages to the international community about the value of a united Europe that includes a vibrant Greece. She was no more effective in her messaging to the domestic audience, never once highlighting the benefits Germany derives from open European markets.

The offices of my newspaper, Die Tageszeitung, are just steps away from the famous Checkpoint Charlie, where Russian and U.S. tanks once stared down the threat of all-out war. Today, the same neighborhood is a hub of night life, cafes and restaurants, attracting a diverse mix of tourists and locals.

This time of year, it's one of the spots where Europeans mingle with each other and the rest of the world. French students meet with Swedes, Australians and Americans over coffee; Spaniards break bread with Turks. That's a gift. Where once the symbol of the Cold War divided the city, today, the unification of Europe takes place on a people-to-people, and constant basis. Today is a good day to keep in mind that this openness is something people fought for. And we still need to fight for it to be maintained.

Man has burning interest in festival

Written by

[Gordon Repinski](#)

11:12 p.m., Aug. 20, 2011

Chris Curtis of University Heights looked up in 2003 and saw a neighbor driving down the street in a car that looked like a picket fence.

It was a conversation starter. And it launched a mushrooming interest for Curtis, 50, in a counterculture extravaganza at Black Rock Desert, Nev., known as Burning Man.

This year's festival starting Aug. 29 will be the ninth for Curtis, whose day jobs is as a sales executive at Hewlett-Packard. He's doing his own car up in a mushroom theme.

"What kept me going is mischief and creativity – without malice," he said. "You can see unbelievable things at the festival. I am a utilitarian, a technical mind, and suddenly I saw all this creativity."

Curtis enjoys the way people spend the week together. Nothing is sold at the festival; all commercial and political activities are banned. People bring their own food – and share it.

Curtis' vehicle is one of roughly 500 registered mutant cars at the festival, celebrating its 25th year. Fifty-thousand people are signed up, and the event is sold out. About 2,000 are involved in the group from San Diego, including Curtis.

The event features spirituality, camping, chatting and a desert-survival-camp at the same time.

"It's a little bit of everything," said San Diego's Burning Man regional coordinator, Brady Mahaney.

Burning Man was founded in 1986, when a man named Larry Harvey went to San Francisco's Baker Beach and burned wood in the shape of a man. He had just been divorced. The figure was a symbol for his former life, and the night on the beach reflected a new start.

At the climax of the event each year, a monstrous human-shaped sculpture made of wood is still burned.

The event is not only for the divorced.

Curtis shares the experience with his family and has gone five times with his wife. The couple may bring their 10-year-old daughter this year.

Last year, Curtis' father died. The two men had gone to the festival together. As way to say goodbye, Curtis will burn some wooden art from his father. Many visitors make sure tributes at the end of the festival.

Getting his mutant car ready now, Curtis notes that Burning Man is a time-consuming, year-round hobby. It's worth it, he says.

"The friends I got from Burning Man are the best I have ever had," Curtis said. "Burning Man has changed my life."

SDSU group reaches out to wounded vets

Students host a day of Aztecs football fun to recruit service members to university

Written by

[Gordon Repinski](#)

2:41 p.m., Sept. 20, 2011

Student Veteran Organization

What: Part of a network of services at San Diego State University aimed at helping veterans realize their dream of attending and graduating from college. The other elements are Veterans House, which provides living space, and the Joan and Art Barron Veterans

Center.

Founded: November 2006

Phone number: (619) 594-5813

Online: svosdsu.org

One reason for the Wounded Warrior Game event Saturday was to allow injured Marines from Camp Pendleton to enjoy a tailgate party and some Aztecs football at Qualcomm Stadium.

The bigger reason, though, had little to do with football.

The host of this gathering — San Diego State University’s Student Veteran Organization — wants service members to consider higher education after they leave active-duty military service. And the group’s members, many of them combat veterans, believe SDSU is well-primed to support those students with housing arrangements, financial-aid guidance, academic mentoring, peer counseling and other services.

“We want to encourage students to start studying (here),” Nathaniel Donnelly, veterans coordinator for the organization, said as others grilled hamburgers and hot dogs.

Besides the Wounded Warrior Game outing each late summer or fall, the group also invites local service members to watch a basketball game every spring. Year-round, it works with Veterans House and the Joan and Art Barron Veterans Center — both dedicated to SDSU students — to help former troops adjust to college and overall civilian life.

Coordinators said such efforts have grown along with the rising number of veterans from the Afghanistan and Iraq wars.

On Saturday, 10 guests participated in the event at Qualcomm Stadium in Mission Valley.

Among them was Jared Smith, an infantryman stationed at Camp Pendleton. In January, Smith suffered serious leg injuries from stepping on an improvised explosive device in the Helmand province of Afghanistan. He has

undergone several surgeries and belongs to a battalion of wounded Marines on the base.

“It’s a great opportunity to meet new people,” Smith, 23, said of Saturday’s outreach event. He aims to major in business management and eventually establish his own company, preferably a venture involving cars.

Frances Hawkins of Oceanside works with Camp Pendleton’s Wounded Warrior Battalion-West, providing academic planning to injured Marines like Smith. Hawkins, who has degrees in education and psychology, describes her job as challenging.

“A life at college is a completely different world for the Marines. Most of them were expecting a much longer career in the military,” she said.

Hawkins feels attached to these troops, as both her grandfathers were World War II veterans. She strives to support today’s service members in their pursuit of educational success, from navigating G.I. Bill benefits to connecting with other veterans so they won’t experience isolation on campus.

“They shouldn’t get lost in the university system,” Hawkins said. “I help to navigate.”

Patrick Zamora (left) and Ronnie Landfair Jr. man the grill at a tailgate party sponsored by San Diego State University’s student veterans group before Saturday’s game at Qualcomm Stadium. Earnie Grafton • U-t

DIE ZEIT Nr. 45/2011

US-KRIEGSVETERANEN

Nach dem Krieg

Heimkehrenden US-Soldaten fehlt es oft an Halt und Zielen. In San Diego versucht man nun, sie fürs Studieren zu begeistern

© San Diego State University

Das Veteranenhaus in San Diego

Das Haus, in dem Ronnie Landfair junior sich mit dem US-Militär versöhnte, steht mitten auf dem Campus der kalifornischen Stadt San Diego, die Landesfahne hängt an der Wand, ein Maschinengewehr über der Eingangstür. Er ist seit einigen Monaten oft hier, so auch heute. Die Student [Veterans Organization der Universität San Diego](#) hat bei Pizza und Softdrinks zur Semesterbesprechung ins Veteranenhaus geladen. Zwei Dutzend Studierende und Interessierte sitzen auf Couchs und Klappstühlen, bevor die Veranstaltung beginnt. Auch Landfair. Dabei wollte er eigentlich nichts mehr mit dem Ganzen zu tun haben, seit er 2003 im [Irak](#) kämpfte. »Ich würde niemandem empfehlen, zum Militär zu gehen«, sagt der 32-Jährige, »aber hier ist das Gemeinschaftsgefühl großartig.«

Das Veteranenhaus ist das erste und bisher einzige seiner Art in den USA – erst im vergangenen Jahr wurde es an dieser Stelle auf dem Campus eröffnet. Es ist ein Anlaufpunkt für junge Heimkehrer aus den Kriegen im Irak und in Afghanistan, die sich nach dem Einsatz für ein Studium in San Diego entschieden haben. Wer sich bewirbt, kann in einem der angeschlossenen Apartments des Hauses wohnen; wer möchte, hier auch die Freizeit verbringen. Es gibt einen Billardtisch, eine Gemeinschaftsküche, regelmäßige Treffen, Videoabende. Für die Heimkehrer ist alles kostenlos. Es ist kein Zufall, dass gerade in San Diego das erste Veteranenhaus des Landes steht: In keiner anderen Stadt gibt es mehr junge Veteranen als in der südkalifornischen Metropole, in der die Navy der größte Arbeitgeber ist.

Das Veteranenhaus ist mehr als nur ein Gebäude. Es ist eine Institution, die den Bewohnern helfen soll, sich im Studienalltag

zurechtzufinden. Dabei geht es oft um einfache Dinge: Welche staatliche Unterstützung bekommen die ehemaligen Soldaten, welche Anträge müssen gestellt, welche Kurse gewählt werden. Bei der Semesterbesprechung wählen die Anwesenden Sprecher, die ihre Interessen an der Uni vertreten. Eine Frau zeigt ein Video über das Haus, mit dem Spenden angeworben werden sollen, ein Betreuer stellt die Sportangebote des Jahres vor. Jeder bekommt höflich Applaus, einer der Studenten führt Protokoll. Ronnie Landfair mag diese Treffen mit seiner »Familie«, wie er die Freunde im Haus nennt.

Nach der Highschool flüchtete Landfair aus New Orleans, Louisiana, zur Navy: »Als schwarzer Homosexueller hat man es doppelt schwer in den Südstaaten«, sagt er. 2003 war er einer der ersten US-Amerikaner, die in den Irakkrieg zogen. Was folgte, war eine bittere Erkenntnis: »Es war klar, dass wir im Irak nicht gegen den Terrorismus kämpfen«, erinnert er sich, um ihn herum nicken seine Kameraden. »Wir sollten Saddam Hussein jagen, um Präsident Bush glücklich zu machen.« Nach dem Einsatz fühlte er sich vergessen. »Wenn der Krieg vorbei ist, gibt es nichts, was danach kommt«, sagt er, »ich habe die Verantwortlichen gehasst dafür.«

Landfair schloss mit dem Militär ab und begann auf eigene Initiative ein Studium der Soziologie. Eines Abends traf er auf einer Party einen Kollegen, der ihm vom Veteranenhaus erzählte. Landfair schaute es sich an – und kam wieder. »Ich erwartete ein Umfeld von Drill und Hierarchie, aber es ist das Gegenteil«, sagt er. Für ihn ist es vor allem ein Ort, an dem er auf Studenten trifft, die seine Erfahrungen aus dem Krieg nachvollziehen können – und die

gleichen, neuen Herausforderungen angenommen haben.

»Für viele ist die Universität eine völlig andere Welt«, sagt Joan Putnam, die Vorsitzende des [Veterans Center an der Universität](#) – der Dachorganisation, zu der auch das Veteranenhaus gehört. »Die Veteranen waren vor kurzer Zeit noch in Kriegsgefechten – und sitzen in der Uni dann auf einmal neben Teenagern, die sich vor allem Sorgen um die Farbe ihres Handys machen.«

2006 wurde die Veteranenorganisation in San Diego gegründet.

»Wir brauchten eine bessere Versorgung für die Heimkehrer«, sagt Putnam. Denn die Kriegseinsätze im mittleren Osten haben das Land verändert. »So wurde das Heim größer und größer, das hatten wir gar nicht so geplant.« Heute sind mehr als tausend Veteranen Mitglied, viele Interessierte haben sich angeschlossen, auch der Kreis der privaten Unterstützer wächst.

Besonders den verwundeten Soldaten unter den Heimkehrern soll geholfen werden. »Wir helfen Ihnen, sich für ein Leben an der Uni begeistern zu können«, sagt Frances Hawkins. Die 31-Jährige gehört ebenfalls zum Veterans Center. Sie hat ihr Büro eigentlich am US-Militärstützpunkt Camp Pendleton nördlich von San Diego. Dort, wohin viele Verwundete nach dem Einsatz für die anschließenden Rehabilitationsmaßnahmen geflogen werden.

Es ist ein Samstag im September, als Hawkins in der Spätsommerhitze im Stadtteil Mission Valley in San Diego vor dem Football-Stadion steht. An diesem Nachmittag sollen die San Diego Aztecs gegen das College-Team aus Washington State spielen. Vor dem Duell versammeln sich Tausende Zuschauer auf dem Parkplatz zum traditionellen Barbecue. Hier und beim Football-Spiel später

sollen Heimkehrer das erste Mal mit Veteranen zusammenkommen, die schon studieren, um sich von deren Erfahrungen an der Uni berichten zu lassen, so Hawkins Plan. Die Initiative, bei der Heimkehrer und bereits studierende Veteranen ins Gespräch kommen und gemeinsam ein Football-Spiel besuchen, nennt die Veteranenorganisation »Wounded Warrior Game«. Das »Spiel der verwundeten Krieger«.

Es werden Hamburger und Hotdogs gegrillt, aus einer Kühltasche verteilt die junge Frau Bier und Softdrinks. Doch der Erfolg an diesem Tag ist bescheiden. Am Ende sind es nur zehn neue Interessenten. »Es ist nicht leicht, die Soldaten zu motivieren«, seufzt Hawkins, »viele sind noch niedergeschlagen, sie hatten eigentlich mit einer viel längeren Karriere im Militär gerechnet.«

Es muss ja nicht immer eine Hochschulkarriere sein, betont die ausgebildete Psychologin. Sie wolle den Soldaten helfen, deren eigene Ideen für den weiteren Lebensweg umzusetzen: »Was auch immer das im Bereich der Ausbildung sein mag.«

Das Veteranenhaus – all die Initiativen – gibt es vor allem wegen privater Anstrengungen. »Erst das Fundraising hat die Finanzierung der Organisation ermöglicht«, sagt Joan Putnam.

Die Veteranen werden von vielen privaten Gebern gefördert. Eine Überraschung? Dahinter steckt auch viel schlechtes Gewissen – und die ernüchternde Erfahrung der Zeit nach dem [Vietnamkrieg](#), in der für die Heimkehrer kein Platz mehr in der US-Gesellschaft zu sein schien.

»Wir haben das damals alles elendig schlecht gemacht«, sagt

Putnam – und meint das ganze Land. Auf die neue Generation von Veteranen zu achten sei die gebotene Pflicht. Die Fehler sollten nicht wiederholt werden: »Wir dürfen nicht noch einmal die Krieger mit dem Krieg verwechseln.«

So ist der Einsatz für die Veteranen auch der Versuch, die enttäuschten Heimkehrer mit ihrem Land zu versöhnen. So, wie es mit Ronnie Landfair gelungen ist.

Der hat mittlerweile noch mehr Verantwortung übernommen. Bei der Sitzung der Heimkehrer hat er sich zum Hausmanager im Veteranenhaus wählen lassen. »Wenn wir die Jungs nicht unterstützen«, sagt Landfair, »macht es keiner.«